

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 26.

Berlin, Sonnabend den 1. März

1845.

Frankreich.

Die französische Akademie zur Zeit Corneille's.

Als die Mitglieder der neuen Akademie von Richelieu ernannt waren, dachten sie daran, wie sie sich beschäftigen und der Welt eine Idee von den Leistungen geben sollten, deren sie fähig wären. Sie kamen daher überein, abwechselnd über beliebige Gegenstände Vorträge von beliebiger Länge zu halten, und zwar jede Woche einen, was, bei dreißig Akademikern, für dreißig Wochen Stoff zur Unterhaltung gab. Einige von diesen Reden waren theils in Bezug auf das Thema, das sie behandelten, theils wegen ihrer eigenthümlichen Abfassung höchst merkwürdig. So sprach ein gewisser Godeau gegen die Beredsamkeit, de l'Etoile über die Vorzüge der Poesie und die Seltenheit ausgezeichneten Dichters, Vardin darüber, daß es etwas gäbe, das mehr sey als Alles, und etwas, das weniger sey als nichts. Der letztere Vortrag stellte eine Art von philosophischem Räthsel vor, dessen Auflösung Gott und die Sünde war. Chapelain sprach gegen die Liebe und suchte in seiner Abhandlung dieser Leidenschaft die Göttlichkeit zu nehmen, die ihr die Alten beigelegt hatten. Ihm antwortete Desmarets' Aufsatz über die Liebe der Geister, in welchem er beweist, daß, wenn die Liebe des Herrn Chapelain tadelnswert und verächtlich sey, die seine nicht nur geschätzt werden müsse, sondern sogar etwas Göttliches habe, worauf Boissat die Verhandlungen über diesen Gegenstand damit schloß, daß er die sinnliche Liebe wieder in ihre Rechte einsetzte. Man brachte die Zahl der Vorträge bis auf zwanzig, da mehrere Mitglieder sich davon dispensirt hatten, ihren Beitrag zu dem geistigen Vikniz zu liefern.

Wie viel Geist und Beredsamkeit auch in diesen Vorträgen mag entwickelt worden seyn, so waren dieselben denn doch den Stylübungen der Gymnasialisten gar sehr ähnlich und entsprachen dem Zwecke wenig, den sich die Akademie hätte vorsetzen sollen. Dessenungeachtet waren Einige, als man die zwanzig Reden gehört hatte, der Meinung, es müsse wieder von vorn angefangen werden und sofort in infinitum. Manche fanden auch wirklich ihre Rechnung bei diesen Uebungen, denn sie benutzten dieselben als eine erwünschte Gelegenheit, die Feinheit ihres Geistes und die ganze Gewalt ihrer Logik an den Mann zu bringen. Andere hatten die vernünftige Ansicht, daß solches Wortgefecht wohl einige Monate unterhalten könne; aber das ganze Leben damit hinzubringen und die Geisteskräfte keiner anderen Beschäftigung zuzuwenden, sey ein Mißbrauch, denn Alles, was man bis dahin erreicht habe, sey, daß man sich gegenseitig kennen lernte und seine Kräfte prüfte. Es machte sich also das Bedürfnis eines realen Zieles geltend und der Wunsch, der Mit- und Nachwelt wahrhaft zu nützen. Auch Richelieu, dem jene Verstandesspiele nur kurze Zeit gefallen konnten, war für diese Richtung der Akademie, die nun anfang, sich mit der Abfassung ihres berühmten Dictionnaire's, mit der Grammatik und Rhetorik zu beschäftigen, als ihr unerwartet eine neue Arbeit dargeboten wurde.

Der Cardinal hatte eine große Vorliebe für das Theater und protegirte daher die tragischen wie die komischen Schauspieler aufs freigebigste. Er ließ mit großen Kosten ein prächtiges Schauspielhaus errichten, wo die dramatische Kunst, die sich bis dahin mit Scheunen und Privathäusern hatte begnügen müssen, ein würdiges Asyl fand. Und hierbei blieb er nicht stehen; er glaubte nicht genug gethan zu haben, wenn er das Theater als Minister unterstützte, sondern wollte auch geistig seinen Antheil zu der wissenschaftlichen Umwälzung beitragen, die sich in Frankreich vorbereitete. Darum wohnte er nicht nur jedem neuen Stücke bei und ermutigte die Autoren durch Geldgeschenke, sondern unterhielt sich auch mit ihnen angelegentlich über Stoff und Plan ihrer Werke. Manche Dichter mochten freilich die Geschenke des Cardinals seinen dramaturgischen Ideen vorziehen, aber um den Gönner zu haben, nahmen sie den Mitarbeiter mit in den Kauf. Richelieu beschränkte sich nicht darauf, diejenigen Autoren zu unterstützen, die bereits für das Theater geschrieben hatten, sondern wo sich in einem anderen Fache ein Schöngestalt ausgezeichnet hatte, suchte er denselben durch alle mögliche Beförderungen und Schmeicheleien für seine dramatische Armee zu werben. So galt z. B. Desmarets damals für eines der größten Talente der Zeit. Er hatte zwar erst einen einzigen Roman „Ariane“ geschrieben, aber durch denselben allgemeinen Enthusiasmus erregt. Dem Cardinal leuchtete es ein, welchen Nutzen er aus einem so reichen Geiste ziehen könnte, der bereits entdeckt hatte, daß Homer und Virgil einen Strich über Chapelain zu setzen seyen. Da aber der Verfasser der „Ariane“ wenig Lust zeigte, für die Bühne zu schreiben, so forderte ihn

Richelieu auf, wenigstens ein Sujet zu erfinden, das er einem Anderen zur Ausarbeitung übergeben könnte. Desmarets, welcher glaubte, es werde hierbei sein Bewenden haben, machte die Pläne zu vier Stücken und brachte sie ihm. Der Plan der „Alpafia“ gefiel dem Cardinal außerordentlich; er lobte und belohnte den Erfinder, meinte aber, wer ein solches Sujet habe ausdenken können, der sey allein fähig, es würdig auszuarbeiten. Desmarets durfte nicht nein sagen, legte das Stück in Verse und hatte die Ehre, daß es vor dem Herzog von Parma aufgeführt wurde. Als Richelieu sah, daß sein Schützling für das Drama eben so Ausgezeichnetes leistete, als für den Roman, so verlangte er von ihm, daß er ihm jährlich wenigstens ein Stück liefern sollte. Desmarets beschäftigte sich damals mit seinem Hauptwerk, dem prächtigen Gedichte „Clovis“, das, hoffte er, der französischen Literatur zum großen Ruhme gereichen und den Streit zwischen dem Alten und Modernen, den er selbst angeregt hatte, entscheiden würde. Er stellte dem Cardinal vor, daß er gegen den Ruhm Frankreichs und des Königs handle, wenn er ihn zwingen, seine Dichtung zu unterbrechen. Richelieu antwortete ihm wie ein Egoist: er hoffe nicht, so lange zu leben, daß er den „Clovis“ könnte beendet sehen, und zöge es vor, bei seinen Lebzeiten das Talent Desmarets' zu genießen. So mußte dieser, er mochte nun wollen oder nicht, mehrere piéces de comédie, wie man damals sagte, schreiben und hatte es auch nicht zu bereuen, denn sie brachten ihm so viel Ruhm und Geld ein, als je ein Dichter gewonnen.

Unter den von ihm verfaßten Stücken war Mirame eines der berühmtesten, an welchem sich der Cardinal so stark betheiligte hatte, daß ihn die Nachwelt beschuldigte, der alleinige Autor zu seyn. Mit Mirame wurden noch mehrere andere Dramen herausgegeben, an denen Richelieu fünf Autoren arbeiten ließ, indem er Jedem, nachdem einmal das Gerippe des Stücks vollendet war, einen Akt in Verse zu bringen übertrug. Unter diesen Autoren war Einer, der sich durch seine Gewandtheit im Reimen auszeichnete; er hieß Pierre Corneille, war ein junger Advokat aus Rouen und nach Paris gekommen, um daselbst sein Glück zu suchen. Richelieu, der in dem jungen Manne, den man ihm empfohlen hatte, ein Talent witterte, beschäftigte ihn wie die Andern, obgleich er nicht zur Akademie gehörte. Corneille aber, der schon Mélite, Eltandre, la Veuve, la Galerie du Palais, la Suivante und andere Stücke, selbst auf Befehl des Cardinals eines mit vielem Spektakel, das auf höchst anmuthige Weise ans Tragische streifte, verfaßt hatte, ließ plötzlich den „Cid“ spielen, den man ihm nicht anbefohlen hatte, und zu dem er so unverschämmt war, ganz allein den Stoff in einer spanischen Romanze zu finden.

Meiner Treu, das überschritt alle Gränzen; Richelieu und die Akademie saßen sich vollkommen überflügelt, die Schöpfungen Hardy's und Garnier's zerrannen in Nichts. Das Publikum fühlte, daß man ihm noch nichts Aehnliches vorgeführt hatte, obgleich es sich von den Schönheiten des Gedichts keine genaue Rechenschaft geben konnte. „Schön wie der Cid“, diese Redensart wurde sprüchwörtlich und schildert hündig die allgemeine Begeisterung. „Man konnte nicht müde werden“, sagt Pellisson, „den Cid zu sehen; man hörte nichts Anderes in Gesellschaften, Jeder wußte ein Stück davon auswendig, und sogar die Kinder ließ man daraus lernen.“ Bis dahin hatten die übrigen Schriftsteller geduldig dem Ruhme Corneille's zugeesehen. Man betrachtete ihn nur als Mode-Autor, dessen Stücke von den Schauspielern geschätzt wurden, weil sie viel Geld einbrachten, und vom Publikum, weil sie unterhaltend waren. Hardy, welcher der allzeitfertige Theaterdichter war und als solcher einen Antheil an jeder Benefiz-Einnahme hatte, sagte, als man ihm sein Contingent von der Einnahme des „Mélite“ brachte: „Wie's scheint, ist die Farce gut.“ Als aber der „Cid“ erschien, brach eine allgemeine Verwirrung herein; die Schriftsteller hielten nicht länger an sich, und selbst der Cardinal, sagt Fontenelle, war so erschrocken, als ständen die Spanier vor den Thoren.

Herr von Scudery übernahm es, den ersten Streich zu führen. Der berühmte Verfasser des Sigdamon und Drontes durfte einen solchen Ruhmgenossen nicht neben sich dulden. Es war schon eine Schande für ihn, daß sich die Menge zu anderen Stücken drängte, als zu den seinigen, für ihn, der sich durch seine „Tyrannische Liebe“, die im nächsten Jahre hätte aufgeführt werden sollen, bereits wieder einen Lorbeerwald gesät hatte, den ein junger armer Advokat zertreten konnte. Er gab Observations sur le Cid heraus und zeigte a priori, daß man wenig Urtheil haben müsse, wenn man ein Stück von solchem Gehalte gut finden könne, ein Stück, in welchem jede Regel verletzt und keines von den edlen Gefühlen zu finden sey, denen man in den seinigen auf jeder Seite begegnet, in welchem man Alles alsbald verstände und dem Zuhörer das Vergnügen genommen sey, den Sinn eines Satzes aus

seinen Bindungen herauszufinden. Richelieu, der sich bei dem Buche Scudery's betheiligte haben soll, rieth ihm, dasselbe der französischen Akademie vorzulegen und sich ihrer Kritik zu unterwerfen. Die Klügsten in der Versammlung wollten kein Votum abgeben und hatten dafür ziemlich vernünftige Gründe. Die Akademie, sagten sie, ist eben erst gestiftet worden und könnte sich durch ein Urtheil, das beiden Parteien mißfiel, leicht verhasst machen; es seyen schon unangenehme Gerüchte über sie in Umlauf, das Publikum habe sie schlecht aufgenommen, und sie könnte ganz seine Gunst verlieren, wenn sie sich gegen ein Werk erklärte, das den ungetheilten Beifall des Volkes habe. Auch verläume die Akademie ihre Geschäfte und habe übrigens in ihren Statuten einen Paragraphen, der feststelle, daß kein Werk ohne die Erlaubniß des Autors von ihr rezensirt werden könne. Diese Erlaubniß aber dürfe man von Corneille nicht erwarten. Doch Richelieu hatte entschieden, daß der Eid beurtheilt werden solle, und darum schien ihm kein Gegengrund zulässig. Im ersten Jahre nach der Gründung der Gelehrten-Republic durfte er nicht schon offen die Gesetze verletzen, aber laviren konnte er und auf Umwegen zum Ziel gelangen. Er befahl, daß man Corneille um die Erlaubniß bitten sollte, ihn zu beurtheilen.

Herr von Boisrobert schrieb mehrere Briefe an den Verfasser des Eid, mit dem er auf ziemlich vertrautem Fuße stand, und theilte ihm den Vorschlag Scudery's mit. Corneille, der aus der Normandie war, benahm sich zurückhaltend, wie alle seine Landsleute, lavirte ebenfalls und vermied es, eine bestimmte Antwort zu geben. Nach dem ungeheuren Erfolg seines Werkes durfte er voraussetzen, daß die Akademie, wenn sie ihn lobte, seinem Ruhme nichts mehr hinzuthun könne, wenn sie sich aber gegen ihn erklärte, ihm ohne Zweifel Schaden würde. Er that darum, als irre er sich und setze hinter der ganzen Affaire nur Scudery. Er dankte in seiner Antwort den Herren von der Akademie sehr verbindlich für die Theilnahme, die sie an ihm nähmen, meinte aber, daß ein Pamphlet, wie die Schrift Scudery's, nicht wichtig genug sey, von ihnen beurtheilt zu werden; auch wären die Folgen davon gefährlich und ein schlechtes Präcedens, denn, würde wieder irgend ein gutes Stück auf dem Theater erscheinen, so möchte dann jeder elende Schriftsteller sich berechtigt glauben, dem Autor darum vor der erhabenen Gesellschaft den Prozeß zu machen. Diese ausweichende Antwort befriedigte Richelieu durchaus nicht; er ließ durch Boisrobert ferner in Corneille dringen, und als diesem in einem späteren Briefe einige Worte entschlüpfen, die wie eine Zustimmung klangen, ergriff der Cardinal dieselben mit Begierde. Die Akademie indes sperrte sich immer noch, die Arbeit zu übernehmen, aber eine ausdrückliche Ordre Richelieu's erlaubte ihr keine längere Weigerung. „Sagen Sie diesen Herren“, sagte er zu einem Diener, „daß ich es verlange und sie lieben werde, wie sie mich lieben.“

Daher versammelte sich die Akademie am 16. Juni 1637, um die Briefe Scudery's und Corneille's zu lesen. Man kam überein, ein Comité von drei Mitgliedern zu wählen, die den „Eid“ und dessen Beurtheilung von Scudery prüfen sollten. Die Kommission bestand aus Bourzais, Chapelain und Desmaretz. Die Arbeiten derselben wurden von Chapelain redigirt und dem Cardinal vorgelegt, der hier und da Ausstellungen machte. Indes war sein endliches Urtheil, daß die Substanz gut sey und man nur noch — so sind seine eigenen Worte — eine Handvoll Blumen hineinwerfen müsse. Die Akademie trug Herrn von Cerisy auf, die Blumen herbeizuschaffen. Derselbe war aber höchst dienstfertig und warf ganze Haufen von Blumen in die Abhandlung. Als die ersten Bogen gedruckt waren, schickte man sie dem Cardinal nach Charonne. Er war sehr unzufrieden und meinte, die Schrift habe einen zu ernsten Zweck, als daß sie nicht ein solcher Ueberfluß an Verzierungen und Floskeln lächerlich machen sollte. Er befahl alsbald, mit dem Drucke inne zu halten, und ließ zugleich den Herren von der Akademie sagen, daß er einige von ihnen zu sprechen wünsche, um ihnen seine Meinung genauer auseinanderzusetzen. Chapelain und noch Einer kamen; sie fanden Richelieu so aufgeregt, als hätte er die Nachricht von einer verlorenen Schlacht oder einem Volks-Aufstande bekommen. Die Sache war in der That wichtig; denn einem Gegner gegenüber, wie Corneille, mußte man gar sehr auf der Hut seyn, sich keine Blöße zu geben. Der Cardinal empfing die Abgesandten der Akademie stehend und mit unbedecktem Haupte, und schickte seine Umgebung fort, mit Ausnahme Bautre's und Boisrobert's, die ebenfalls zur Akademie gehörten. Chapelain hatte die Absicht, Cerisy und seine Blumen zu entschuldigen; als er aber sah, daß der Minister auf dem Punkte war, sich zu ereifern, hielt er es für besser, zu schweigen. Richelieu sprach sehr lange und sehr heftig mit ihm und hielt ihn dabei an seiner Brustkrause fest, „wie man wohl“, sagt Chapelain, „unbewußt thut, wenn man Jemanden etwas recht eindringlich einschärfen will.“ Das Ende war, daß er, als die Herren seine Meinung erfahren hatten, die Umarbeitung des Memoire's Herrn Sirmond auftrug, einem der verständigsten und geschicktesten Mitglieder der Akademie. Aber selbst Sirmond's Arbeit genügte Richelieu noch nicht; Chapelain mußte von neuem die Abfassung übernehmen und brachte endlich ein Werk zu Stande, das den Beifall des Cardinals und der Akademie erhielt.

Es hatte nicht weniger als fünf Monate gedauert, bis die Kritik ans Tageslicht kam, aber während der ganzen Zeit war Richelieu immer eifrig hinterher gewesen, obgleich die Staatsgeschäfte wohl bedeutend genug waren, den Kopf eines Ministers auszufüllen. Wen die Akademie nächst dem Cardinal am meisten fürchtete und am liebsten zufrieden gestellt hätte, das war das Publikum. Die Mißstimmung, mit der das Publikum die Gründung des Instituts aufgenommen hatte, ließ dasselbe fürchten, es würde sich durch den Tadel des Eid, der mit so großer Begeisterung aufgenommen worden war, seinen letzten Rest von Popularität verschmerzen. Aber es kam anders. Zwar er-

wartete man im Publikum mit Ungeduld ein Werk von der Akademie, weil man hoffte, sich darüber lustig machen zu können, und als man hörte, daß sie sich rüste, gegen den Eid zu schreiben, meinten Viele, das sehe solchem Institute recht ähnlich, die schönsten Sachen zu verschreiben, und der Cardinal sehe die Akademiker, wie eine Koppel Hunde, gegen jeden Ruhm, der sich neben dem seinigen erhöhe. Man versprach sich einen Volksjubel von der endlichen Entbindung so vieler großen Geister nach so langer Schwangerschaft; als aber die Kritik wirklich erschien, schwiegen alle Spöttereien, deren Zielscheibe die Akademie gewesen war. Man nahm die Beurtheilung des Eid fast eben so gut auf, als den Eid selbst, denn sie war mit Anstand und feinem Urtheil abgefaßt und enthielt sehr vernünftige Bemerkungen. Wenn Corneille darin nicht so roh angegriffen wurde, als es Richelieu und Scudery gewünscht hatten, so verdiente darum die Akademie alles Lob, denn sie hatte, trotz der Abhängigkeit von ihrem Gründer, sich dennoch einige Selbstständigkeit zu bewahren verstanden. Es war übrigens die Kritik rein analytisch; sie betrachtete das Stück nicht als Ganzes, sondern hielt sich an die kleinsten Details und holte selbst aus den verborgensten Winkeln der Grammatik ihre Waffen gegen den jungen Autor. Hierin zeigten die Akademiker viel Gelehrsamkeit und Geist und, im Verhältniß zur Pedanterie des Jahrhunderts, wenig Affectation. Die schönen Stellen des Stückes wurden mit Gerechtigkeit hervorgehoben, das Lob war nicht allzu sparsam, obgleich eine gewisse Mäßigung darin nicht zu verkennen war. In Bezug auf Anordnung und Styl machte sie Chapelain alle Ehre.

Nächst dem Cardinal und dem Publikum waren noch zwei Parteien bei dem Prozesse betheiligte, Scudery nämlich und Corneille. Obgleich kein Gegner nicht vollkommen verurtheilt worden und selbst zuweilen ein Lob in der Kritik mit untergelaufen war, hielt Scudery dennoch seine Sache für gewonnen. Er verlangte gar nicht mehr, als daß sich die Akademie im Allgemeinen für seine Ansicht erkläre, und dankte ihr in einem Briefe mit der Ueberschrift: A Messieurs de l'illustre Académie für ihre Güte und Gerechtigkeit. In der Welt that er sich nicht wenig auf den Sieg zu Gute, denn sein literarisches Gewicht hatte seit demselben bedeutend zugenommen. In seiner Stellung, als Schriftsteller, sah er übrigens nur ein sehr untergeordnetes Glück, da er, wie er zu sagen pflegte, aus einem Hause stammte, in welchem man niemals die Feder führte, als höchstens am Hute. Dessenungeachtet war man ihm auf vielen Seiten dankbar, daß er den Stolz eines lumpigen Advokaten aus der Provinz gedemüthigt habe, der allen literarischen Ruhm an sich zu reißen drohte und auf einem Felde herrschen wollte, auf dem ein Scudery erschienen war. Was Corneille betrifft, so war seine Stellung ziemlich schwierig, einerseits hatte er seinen Ruhm zu schätzen, andererseits den Cardinal zu schonen, um seine Pension nicht zu verlieren. Wir sahen, daß er gewissermaßen die Erlaubniß zur Beurtheilung seines Drama's gegeben hatte; aber, so sehr er sich auch seines Talents bewußt und überzeugt war, ein Meisterstück geliefert zu haben und alle Scudery's der Welt aus dem Felde schlagen zu können, so fürchtete er doch, daß, wenn ihn so viel geistreiche Männer mit Geschick angriffen, das Publikum auf den Gedanken kommen könnte, sich mit seiner Bewunderung übereilt zu haben. Indes, geschah es aus Höflichkeit, oder weil er gute Miene zum bösen Spiel machen wollte, oder auf seine Freunde der Akademie rechnete, er erwartete von Anfang an die Beurtheilung mit vielem Gleichmüthe. „Ich erwarte — schrieb er an Boisrobert in seiner heiter ironischen Weise — mit vieler Ungeduld die Bemerkungen der Akademie, um zu erfahren, welchen Regeln ich von jetzt an zu folgen habe, denn bisher habe ich nie ohne Befangenheit arbeiten können, da ich nicht ein Wort mit der Sicherheit niederschrieb, daß es richtig gewählt sey.“ Als aber Corneille erfuhr, daß er sich in dem Wohlwollen der Akademie gegen ihn getäuscht habe und dieselbe zu dem elenden Libellisten neige, erhob er sich in aller seiner Würde. Der Mitarbeiter Boisrobert's und Colletets, der Klient des Ministers, der kleine Advokat von Rouen, fand in seiner Seele etwas von der Energie, die er in die seines Helden gelegt hatte. Er brauchte kein Großsprecher wie Georg von Scudery zu seyn, noch sich zum Herold seines eigenen Ruhms zu machen, und konnte dennoch seine rechtmäßig erworbenen Erfolge verteidigen. Wenn man den Eid geschrieben hat, so darf man wohl, ohne ein Prahler zu heißen, ihn öffentlich ein schönes Werk nennen, zumal wenn man es thut, nachdem es die ganze Nation gethan hat. Er erklärte in einem Briefe, der von Pellisson citirt wird, daß ein Werk, mit dem sich die dreißig gelehrtesten Männer Frankreichs sechs Monate lang beschäftigten, nicht eben diesen Dreißigen, aber gewiß dem ganzen übrigen Paris gefallen müßte; er habe den Eid zu seinem und zu dem Vergnügen seiner lieben Mitbürger geschrieben, und der beste Beweis für die Vorzüge desselben schienen ihm die häufigen Darstellungen, die große Menge der Zuschauer und der ungetheilte Beifall des Publikums. Der Akademie könne er für ihr Werk nichts Besseres wünschen, als daß dasselbe eben so gut aufgenommen würde, als das seinige.

Nachdem die Kritik erschienen war, beruhigte sich jedoch Corneille; nicht weil er mit ihrem Erfolge so ganz zufrieden gewesen wäre, sondern weil es ihm in seiner Stellung zum Hofe nützlicher war, zu schweigen. Der Angriff auf ihn war übrigens bei weitem glimpflicher ausgefallen, als ihn seine allzu anfälligen Freunde, die ihm die Absichten der Akademie hinterbracht hatten, gangen fürchten ließen. Der Brief, den er darüber an Boisrobert schrieb, verräth nicht, daß er sich ernstlich gekränkt fühlte, obgleich die ersten Worte wohl eine gewisse Resignation durchschimmern lassen. Er dankt ihm für die Mühe, die er sich gegeben habe, ihn der liberalités de Monseigneur theilhaftig zu machen, womit er die Pension meint, die ihm der Cardinal, als edelmüthiger Feind, auszahlen ließ, gerade wie damals die Befehlshaber eines belagernden Heeres denen des belagerten häufig mit der ausgesuchtesten Höflichkeit Eis und Früchte schickten. Corneille beklagt sich jedoch darüber, daß

die Akademiker vor dem Publikum thäten, als ob sie ihn nur auf seine Bitte kritisierten. Später wird der Brief wieder milder und läßt von neuem den Gedanken an die liberalités de Monseigneur durchblicken. Corneille erklärt, wenn er der Akademie antworten würde, so geschähe dies nur, um sie nicht glauben zu machen, daß er sie gering schätze; denn was Scudery betreffe, so glaube er denselben nicht berücksichtigen zu dürfen.

Hiermit endigte die Affaire. Die Akademie wendete sich wieder ihrem Dictionnaire, Corneille seinem Theater zu, wo man die „Horatier“ gab, die nicht hinter dem „Eid“ zurückblieben. Als sich das Gerücht verbreitete, man gehe damit um, auch dieses Stück einer Rezension zu unterwerfen, schrieb Corneille an einen seiner Freunde: „Horatius wurde von den Duumbirn verurtheilt, aber das Volk sprach ihn frei.“ (R. I.)

England.

Lord Brougham über Verfassungen und Regierungsformen.

Nach der Edinburg Review.

(Fortsetzung.)

Nach den asiatischen absoluten Monarchien betrachtet Lord Brougham diejenige Klasse von reinen Monarchien, welche er gesegliche nennt, in welchen die Autorität des Souverains, obwohl gesetzlich unumschränkt, durch Gewohnheiten oder Gefühle des Volks, die Reste untergegangener Privilegien oder durch Institutionen, welche er nicht aufzuheben wagen darf, gemäßigt wird. Von diesen Institutionen ist die wichtigste ein erblicher Adel. Lord Brougham sieht hierin den Probirstein, der die gesegliche absolute Monarchie vom reinen Despotismus unterscheidet. Aus dem, was Lord Brougham über die Wirkungen, die dieser Regierungsform eigenthümlich sind, sagt, entlehnen wir Folgendes, unsere Gegenbemerkungen hinzufügend:

„Eine Monarchie ist von Natur zur Verschwendung geneigt, unbekümmert um das allgemeine Leiden in Folge des Steuerdrucks. Eine reich ausgestattete Hierarchie — zahlreiche Beamten-Kollegien in Städten und Provinzen, ein großer Militairstab, und in maritimen Staaten kostspielige Kolonien, müssen zur Versorgung der Adligen, ihrer Familien und ihrer Anhänger unterhalten werden.

„Die Unterhaltung einer großen stehenden Armee ist eine andere Last, die alle Monarchien schwer drückt. Große Armeen vertragen sich nicht mit dem Geist, ja mit der Existenz einer Republik; desto vollkommener stehen sie mit den Institutionen einer reinen Monarchie im Einklang.

„Sämmtliche Einrichtungen des Staats haben ein monarchisches Gepräge. In einem Lande, wo das Publikum von der Verwaltung der Staats-Angelegenheiten ganz ausgeschlossen ist, kann man demselben nicht ohne Gefahr selbst die Verwaltung seiner eigenen lokalen Interessen anvertrauen, weil die Gewohnheit, in diesen zu wirken, unfehlbar den Wunsch erzeugen würde, auch in den Angelegenheiten des ganzen Landes eine entscheidende Rolle zu spielen.

„Der Einfluß des monarchischen Prinzips, besonders wenn es mit Aristokratie verbunden ist, wie es in europäischen Monarchien immer der Fall seyn muß, trägt zur Einführung einer Eigenthums-Vertheilung bei, welche der öffentlichen Freiheit oder dem Charakter des Volkes nicht sehr günstig ist, obwohl sie auch von einigen guten Folgen begleitet ist: wir meinen das Prinzip der Primogenitur. Das Jüdelikommis-Gesetz ist der Mißbrauch des Primogenitur-Gesetzes, und seine Wirkungen sind dem Glück der Familien, so wie dem Reichthum und Handel des Landes, nachtheilig.

„Der Wille des Hofes und der höheren Klassen wird zum Gesetz und ihre Gewohnheiten zum Muster für Alle. Die Gunst des Hofes und der Vornehmen sind das Ziel aller Bestrebungen. Nirgends kann ein Geist freier Rede oder freien Handelns aufkommen. In den höheren Klassen, denen, welche mit der Macht in unmittelbare Berührung kommen, herrscht die Furcht fast eben so sehr, als in reinen Despotismen. Die Beforgnisse, die Verdächtigungen, die Vorsichtsmaßregeln, die in der Gesellschaft der höheren Klassen Italiens und Deutschlands (?) herrschend sind, kommen fast denen gleich, die man an irgend einem Hofe des Orients beobachten kann.“

Zwei Hauptvorzüge sind es jedoch, die Lord Brougham der eben geschilderten Regierungsform, der gemäßigten absoluten Monarchie, zuerkennt, nämlich erstens ihre Energie, die aus der Einheit ihrer Beschlüsse und der ungetheilten Kraft, mit der sie zu ihrer Ausführung schreitet, entspringt, und zweitens die feste Ordnung der Erbfolge.

Die obige Charakteristik ist nicht ganz stichhaltig, indem es sehr fraglich ist, ob die angeführten Eigenschaften der Monarchie vorzugsweise zukommen. Die historische Erfahrung trägt zur Lösung dieser Frage wenig bei, da es in der Geschichte fast keine Aristokratie oder Demokratie von dem Umfang der großen europäischen Monarchien gegeben hat, die sich in den angeführten Beziehungen mit den letzteren vergleichen ließe, oder wenigstens die Dauer einer solchen zu kurz war, um ein Urtheil über ihre bleibenden Wirkungen zu gestatten. Es bleibt daher weiter nichts übrig, als die gemischten Regierungen Europa's, d. h. diejenigen, die sich durch eine starke Vermischung des aristokratischen oder demokratischen Elements von den absoluten Monarchien unterscheiden, zu betrachten, um zu untersuchen, ob in jenen weniger Pinneneigung zu großen Ausgaben, zur Unterhaltung stehender Heere, zur Centralisation und zur Primogenitur statifindet, als in diesen. Was nun erstens die Kostspieligkeit betrifft, so zeichnen sich eben jene gemischten Regierungen

im Allgemeinen durch ihr größeres Budget vor den übrigen aus, wobei es freilich dahingestellt bleiben mag, ob dies nur vorübergehend und zufällig ist, oder ob es nothwendig in ihrem Wesen liegt. Die Ausgaben des dänischen, preussischen oder selbst des österreichischen Hofes sind unbedeutend im Vergleich mit denen Englands oder Frankreichs oder, wenn die Größe des Territoriums und der Bevölkerung berücksichtigt wird, Hollands. Der Betrag der jährlichen Besteuerung, verglichen mit der Bevölkerung, ist in jeder von den drei gemischten Regierungen Englands, Frankreichs und Hollands mehr als dreimal so groß, als in einem von den drei absoluten Ländern. Eine große Quelle von Ausgaben findet sich in gemischten Regierungen, von welchen absolute Regierungen verhältnismäßig frei sind: es ist dies die Gründung von Stellen zur Versorgung gewisser Individuen. Ein absoluter Monarch kann Geld geben, und das ist immer der wohlfeilste Weg, zu belohnen oder zu kaufen. In einer gemischten Regierung wird ein Amt geschaffen oder beibehalten, womit Funktionen verbunden sind, die im Allgemeinen unnütz, oft schädlich, doch immer Zeit und Mühe in Anspruch nehmen und daher remunerirt werden müssen, so daß ein Kandidat, der mit einer Pension von hundert Pfund zufrieden gewesen wäre, 300 bekommen muß, unter der Bedingung eines bestimmten Wohnsitzes und bestimmter Leistungen. So ist England genöthigt, seine dreihundert geistlichen Gerichtshöfe beizubehalten. Jeder giebt zu, daß 299 derselben nur dazu dienen, Verwirrung, Zeitverschwendung und Kosten zu erzeugen. Eine absolute Regierung würde sie durch ein Dekret von zehn Linien abschaffen. Jedes Jahr greift die gemischte Regierung Englands sie an, aber vergebens.

Eben so scheint zweitens die Größe der stehenden Armee einer Nation von ihrer Regierungsform wenig abzuhängen. Die größte im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung ist die von Holland; dann folgt die von Frankreich; die kleinste ist die von China. Als Spanien und Portugal absolute Monarchien waren, waren ihre stehenden Armeen unbedeutend, und das sind noch jetzt die der meisten italienischen Monarchien. Irland mit acht Millionen Einwohnern erfordert eine mehr als zweimal so große stehende Armee, als Großbritannien mit seiner Bevölkerung von über 21 Millionen.

Wenn ferner der Verfasser den absoluten Monarchien vorzugsweise Pinneneigung zur Centralisation zuschreibt, so wird auch hier von der Erfahrung oft das Gegentheil aufgewiesen. Frankreich unter einer gemischten Regierung ist unvergleichlich mehr centralisirt, als es je unter seinen absoluten Monarchen war. Die lokale Verwaltung Spaniens unter seinen absoluten Königen war fast demokratisch. Von gleicher Art war die von Norwegen, als es einen Theil der absoluten Monarchie von Dänemark bildete; so ist die von Indien, obwohl es 23 Jahrhunderte lang von absoluten Monarchen regiert wurde. Ein indisches Dorf kennt kaum die Existenz seines Monarchen, außer durch seine Steuerbeamten. Das Vermögen und Leben der Bewohner liegen in seinen Händen; aber so lange seine Steuern bezahlt werden, enthält er sich jeder Einmischung. Im britischen Staatsleben gewinnen das demokratische Element und die Centralisation gleichzeitig immer mehr Raum, und jeder Fortschritt des ersteren ist gewöhnlich von einem viel größeren Fortschritt der letzteren begleitet.

Was viertens die Primogenitur betrifft, so ist diese nur in einem besonderen Gesellschaftszustand heimisch, und zwar in dem, wo der Landbesitz politische Macht giebt, die bis zu einem gewissen Grade der Ausdehnung oder dem Werth desselben proportionirt ist, und selbst hier ist sie, außer unter den Grundeigentümern, selten zu finden. Sie ist wesentlich eine aristokratische Gewohnheit. In orientalischen Despotismen, wo das Land gewöhnlich das Eigenthum des Souverains ist, ist sie daher unbekannt. Sie ist in den Vereinigten Staaten Amerika's selten, außer im Süden, wo ein Eigenthümer für seine Sklaven votiren kann. Sie ist selten auf den britischen Inseln, außer bei der hohen Land-Aristokratie. Niemand, der ein Vermögen von 20,000 Pfd. in Fonds hat, oder selbst einen Landbesitz, der nur 20,000 Pfd. werth ist, kommt auf den Gedanken, ein Majorat zu gründen. In Frankreich würde dieser Gebrauch, selbst wenn er vom Gesetz gestattet wäre, doch sehr ungewöhnlich seyn. Das aristokratische Element ist in Frankreich so schwach, daß der geringe Umfang politischer Macht, die ein Vater seinem Sohn sichern könnte, indem er ihm sein ganzes Eigenthum hinterließe, selten im Stande wäre, die natürlichen Gefühle väterlicher Gerechtigkeit in ihm zu unterdrücken. Die Herrschaft der Primogenitur in den absoluten Monarchien Europa's ist aus der früheren Herrschaft des aristokratischen Elements in ihnen allen zu erklären. Die Monarchen haben sie immer zu beschränken gesucht. In England sind die ewigen Majorate von den Tudors aufgehoben worden, der Dynastie, unter welcher das monarchische Element am stärksten war. In Schottland, wo das aristokratische Element immer stärker war als in jedem anderen Theil der britischen Inseln, ist ein größerer Theil des Landes beständiger Primogenitur unterworfen, als in irgend einem Theil Europa's, mit Ausnahme einiger Theile Deutschlands.

In beschränkten Monarchien, wo der König herrscht, aber nicht regiert, wo er weiter nichts zu thun hat, als die Minister anzunehmen, die sich eine parlamentarische Majorität bilden können; zu unterzeichnen, was sie ihm vorlegen, und ihre Entlassungen zu genehmigen, wenn sie es für nöthig halten, sich zurückzuziehen, da kommt auf seine Persönlichkeit nur wenig an. Hier ist es das Amt des Souverains, nur ein Schlusstein zu seyn, um den Raum auszufüllen, den höchsten Posten einzunehmen, um Andere davon entfernt zu halten. Hier ist es kein Unglück, wenn er unter allen Bewohnern seines Königreichs sich am wenigsten um Politik bekümmert. Sein persönlicher Charakter ist verhältnismäßig ohne Bedeutung: wir sagen verhältnismäßig, weil selbst in der beschränkten Monarchie der soziale Einfluß des Königs bedeutend genug

ist. Seine Gewohnheiten und Neigungen sind immer Gegenstand der Beachtung und oft der Nachahmung. Der Zutritt zu seiner Gesellschaft ist immer sehr gesucht. Er kann diesen Zutritt auf eine nützliche oder nachtheilige oder ganz gleichgültige Weise gewähren. Er kann an seinen Hof diejenigen berufen, die durch Genie oder Wissenschaft ausgezeichnet sind, oder die, deren einziges Verdienst ihre Geburt oder ihr Rang ist, oder Schmarotzer, Narren oder Büßlinge. Selbst in der Ernennung seiner Minister kann er zuweilen eine gewisse Auswahl treffen. Er ist zuweilen im Stande, für eine kurze Zeit den Sturz derjenigen aufzuhalten, für die er eine Vorliebe hat, oder die Erhebung derer, die ihm zuwider sind, und er kann zuweilen ein Individuum für immer ausschließen. Aber selbst diese Befugnisse kann er nur zu einer Zeit, wo die Parteien sich das Gleichgewicht halten, ausüben. Wenn eine Partei in den legislativen Versammlungen und in den Wäpplerschaften ein entschiedenes Uebergewicht hat, so ist der beschränkte Souverain wenig mehr als ein Schatten. Ein absoluter König ist oder sollte wenigstens immer etwas Substantielles seyn. Angenommen ein solcher Monarch sehnt sich nach der Ruhe, der Ruhe und Unverantwortlichkeit eines beschränkten Königs, und er wünscht, daß die tauglichsten Personen seine Minister seyen und die öffentlichen Angelegenheiten ohne seine Mitwirkung verwalten, wie will er entdecken, wer die tauglichsten Personen sind? Wie will er es vermeiden, Personen, die durchaus untauglich sind, zu ernennen oder beizubehalten? Er hat kein Parlament, das seine Wahl leitet, keine Opposition, welche die Fehler der von ihm Gewählten aufdeckt; er kann sich nicht in die Gesellschaft mischen und die unabhängige Stimme der öffentlichen Meinung hören. Selbst die Presse vermag ihn nicht zu belehren, schon darum, weil eine freie Presse in einer absoluten Monarchie nicht existiren kann oder wenigstens noch nie existirt hat. Nur auf Eine Art kann sich ein absoluter Monarch überzeugen, daß seine Minister für ihr Amt tauglich sind: indem er nämlich sein Nichteinmischungs-system aufgibt und einen großen Theil ihrer Functionen selbst übernimmt. Jeder absolute Monarch, der ein rechtschaffener Mann ist, muß mit den Chefs jedes Departements in beständiger Communication stehen, er muß an jeder Beratung Theil nehmen, muß sich über jede wichtige Maßregel eine eigene Ansicht bilden, muß mit einem Wort der Chef seines Cabinets seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Algerien.

Marschall Bugeaud, Algerien und Marokko. *)

Unter dem in der Anmerkung näher angegebenen Titel ist in Paris ein Buch in zwei Bänden erschienen, das weniger belehrend als unterhaltend ist. Es enthält Reisskizzen, Schilderungen von Kriegsscenen und mehrere arabische Erzählungen. Die ernsteste Seite des Buches ist eine ergreifende Darstellung der unnützen Grausamkeiten, die in dem Vertilgungskriege gegen die Araber von den Franzosen verübt werden, und es ist dem Verfasser zu danken, daß er dieselben zur Kenntniß der Welt bringt und der allgemeinen Brandmarkung anheimgibt, denn wir hoffen, es wird dies nicht ohne segensreiche Wirkung seyn. Wir übersezen folgende hierher gehörige Stellen:

„Die Geschichte wird es einst erzählen, daß man in Algerien vierzehn Jahre lang die Wohnungen der Araber zerstörte, die Aerndten verbrannte, Männer, Frauen und Kinder hinschlachtete, und daß mit jedem Jahre die Gräuelt thaten sich mehrten. Die offiziellen Berichte, die daraus einen Ruhm machen, werden in einer späteren Zeit eben so viele Anklage-Akten seyn. Glaubt man, daß uns die Nachwelt für jene Nothheiten nicht Rechnung abfordern wird, daß sie uns nicht noch mehr brandmarken wird, als die Soldaten des Cortez und Pizarro? Diese hatten wenigstens ihren religiösen Fanatismus zur Entschuldigung und ihre glücklichen Erfolge, die so oft die Mittel vergessen machen. Uns aber, die wir uns nicht hinter diesen beiden Legenden verbergen können, wird man einst beschuldigen, daß wir ein Volk hingeschlachtet haben, das seinen Glauben und sein Land verteidigte.“

Der Verfasser erzählt mehrere Gräuelt thaten, die uns schauern machen und nur unter den wildesten Völkern ihresgleichen finden. So wurden bei einer Expedition, welche die französischen Truppen nach den Bergen der Kabylen unternahmen, die Einwohner des Dorfes Warezebbin im Schlafe überfallen und unbarmherzig hingemordet. Die Zuaven und die Jäger vom Regimente Orleans spießten die Weiber und Kinder mit ihren Bajonetten auf, und nur Wenige entkamen aus dem schrecklichen Gemetzel. „Auf dem Marsche“, erzählt der Autor weiter, „sah ein Soldat, Paul Habert, in einem Gebüsch eine unglückliche Frau liegen, die am ganzen Leibe blutig war und sich in Todeszuckungen hin- und herwarf. Sie war am Morgen aus dem obersten Dorfe entflohen; ein Flintenschuß hatte in ihren Armen den Kopf ihres Kindes, das sie an der Brust trug, zerschmettert; sie selbst war, tödtlich verwundet, weiter gewankt, und die Soldaten hatten es nicht der Mühe werth gehalten, ihr den Rest zu geben. Stücke vom Gehirn des Kindes klebten an ihrem Gesicht, und ein dumpfes Röcheln erkönte aus ihrem verzerrten Munde.“

„Ein kleiner Kabyle von ungefähr zwölf Jahren“, berichtet der Verfasser

*) Souvenirs du maréchal Bugeaud, de l'Algérie et du Maroc, par Christian, ancien secrétaire particulier du maréchal. — Paris, 1845.

ferner, „wurde vor den Marschall geführt; er war bei den Vorposten aufgefangen worden, wo er weinend umherstrich. Er hatte ein verständiges Gesicht, einen Blick voll Haß, aber nichts verrieth Furcht in seinen verflörten Zügen. Erstarrt vor Kälte, kauerte er weinend und heulend vor dem Feuer nieder. Ein Offizier reicht ihm ein Stück Brod, aber er wirft es weit fort und schluchzt weiter. Da ihn Niemand versteht, läßt der Marschall einen alten Ueberläufer von den Hissah's kommen, der den Knaben ausfragt. — „Ihr habt mir meinen Vater und meine Mutter getödtet“, sagt unter Thränen die arme Waise; „ich bin gekommen, auch hier zu sterben.“ — Der Marschall giebt gerührt den Befehl, das Kind jenseits der Vorposten zu führen und in Freiheit zu setzen. Man gehorcht. Eine Viertelstunde später hört man einen Schuß. Der arme Kleine, der sich nicht entschließen konnte, die Stätte zu verlassen, wo seine Aeltern umgekommen waren, war zurückgekehrt, um sie unter den Todten zu suchen, und ein Soldat hatte ihn niedergeschossen wie einen Hund. War doch nun ein Feind weniger, der hätte größer werden können. Aber Niemand hätte gewagt, die widrige Geschichte dem Marschall wiederzuerzählen; der Schuß passirte für eine Ungeheuerlichkeit!“

Und solche Abscheulichkeiten, die eines Volks von Kannibalen würdig sind, werden Angesichts der Welt begangen und bleiben ungestraft! Man duldet sie, man entschuldigt sie sogar, als eine Nothwendigkeit; kaum, daß hier und da ein hochherziges Wort zu Gunsten der geheßten Völkerschaften gesprochen wird. Das sind die Segnungen der vielgerühmten Civilisation, die Frankreich den Arabern gebracht hat: Raub, Schändung, Mord und Brand! Ewiger Vorwurf treffe die Eroberer, wenn sie kein anderes Mittel der Civilisation haben, als das Blutbad, und ihre Herrschaft nicht erweitern können, als indem sie die heiligsten Rechte der Menschheit mit Füßen treten.

Herr Christian berührt auch im Vorbeigehen die Fehler der Civil-Verwaltung Algeriens; sie sorge, sagt er, weit mehr für ihre Federhüte, ihre gestickten Kragen und unnützen Degen, als für ihren schwierigen Beruf. Sie bedecke sich mit Titeln und Kreuzen, beziehe große Gehalte, habe Paradeperde und Landhäuser und zeichne sich auf der Jagd, bei Tafel und den offiziellen Bällen aus. Dies Alles aber bringe die Interessen Frankreichs um keinen Schritt vorwärts.

Vom Marschall Bugeaud ist in dem Buche vielfach die Rede, wie man leicht denken kann, da der Verfasser lange Zeit sein Secretair gewesen ist und in vertrauten Verhältnissen mit ihm gelebt hat. Christian schildert den Sieger vom Isly mit großer Vorliebe und macht aus ihm eine Art von modernem Cincinnatus, der die seltensten häuslichen Tugenden mit den Talenten verbindet, die das Erbtheil großer Männer sind. Wie zahlreich nun auch die Verdienste des Marschalls seyn mögen, so sollte man sich dennoch vorsehen, sie zu übertreiben, aus Furcht, er könnte eines Tages solchen Lobpreisungen ein Dementi geben.

Mannigfaltiges.

— Die königliche Ackerbau-Gesellschaft in Frankreich. Die Société royale d'agriculture ist sowohl in Frankreich als im Auslande weniger bekannt, als sie es zu seyn verdient. Man ist lange schon bei unseren Nachbarn gewöhnt, die Agrikultur, diese Mutter aller Arbeiten, wie eine Stiefmutter zu behandeln, für die man keine Sympathie empfindet, doch scheint unsere Zeit, die überhaupt gerechter gegen die Arbeit zu werden anfängt, auch in dieser Beziehung alte Vorurtheile aufgeräumt zu haben. Die seit Jahren ganz ignorirte Ackerbau-Gesellschaft nimmt daher auch wieder die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch. Ihre Sitzungen werden fleißig besucht, und die Presse, die, wo sie nicht selbst anregt, doch mindestens nicht zurückbleiben kann, wenn irgendwo ein neues Interesse sich kundgiebt, nimmt wieder Notiz von den Arbeiten der Gesellschaft. Diese zählt unter ihren Mitgliedern ausgezeichnete Chemiker, Botaniker und andere Naturforscher, so wie viele tüchtige Dekonomen, und zerfällt in mehrere Klassen, in welchen, wie in denen der Akademie, wissenschaftliche und agronomische Beobachtungen mitgetheilt, Abhandlungen vorgelesen, Berichte darüber erstattet und endlich Fragen gestellt, so wie Preise auf deren Beantwortung ausgeschrieben werden. In einer der letzten Sitzungen ward ein vom Handels-Minister bewilligter Preis von 1500 Fr. auf die beste Abhandlung über die Rindvieh-Seuche ausgesetzt. Auch auf die Ausrottung einer Art großer Fledermäuse (der muscardine, Haselmaus), die dem Seidenbau sehr nachtheilig ist, will man einen Preis aussetzen. Der Seidenbau beschäftigt jetzt in Frankreich über 100,000 Landleute und trägt dem Lande jährlich an 130 Millionen Francs ein. Durch die Zerstörungen, die jene Haselmaus anrichtet, wird jedoch das Produkt um 15 pCt. benachtheiligt, so daß ein Mittel gegen dieses Thier von nicht geringem Werth seyn würde.

— Der Winter in Italien. Eben so wie bei uns zu Lande, ist auch in Frankreich und Italien der diesjährige Winter sehr streng. Aus Florenz wird geschrieben, daß der Arno zugefroren, was man lange nicht gesehen hat, und daß die Umgegend mit Schnee bedeckt sey. In einem Lande, in welchem man bei der Einrichtung der Wohnhäuser hauptsächlich darauf sieht, wie man sich gegen die Hitze des Sommers am besten schützen könne, ist natürlich eine Kälte von 3—6 Grad schon als eine beklagenswerthe Kalamität anzusehen.